

Textanalyse zu Emojis

Thema: Emoji

Situation: Gemeinsam mit Ihren Kolleg/inn/en erstellen Sie ein Portfolio mit Beispielen für Text- und Sprachanalysen. Bei Ihren Recherchen sind Sie auf den Zeitungsartikel aus der „Wiener Zeitung“ mit dem Titel „Emoji. Smileys mit Galgenhumor“ gestoßen und wollen diesen Text argumentativ und sprachlich analysieren.

Lesen Sie den Zeitungstext „Emoji. Smileys mit Galgenhumor“, welcher, geschrieben von Christina Böck, am 18.11.2015 in der „Wiener Zeitung“ erschienen ist. Verfassen Sie eine Textanalyse und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge.

- **Beschreiben** Sie den argumentativen Aufbau des Textes.
- **Untersuchen** Sie die Sprache des Zeitungsartikels.
- **Beurteilen** Sie abschließend kurz die Wirkung auf die Leserin / den Leser.

Schreiben Sie zwischen **540 und 660 Wörter**. Markieren Sie **Absätze mittels Leerzeilen**.

Textvorlage: Emoji. Smileys mit Galgenhumor

Von Christina Böck, „Wiener Zeitung“, 18.11.2015

Das „Wort des Jahres“ erkennt Emojis als Sprache an und sticht gleichzeitig in die Wunden, die unser Techno-Wahn schlägt.



Ein Krampus, ein Mann, eine blonde Frau, eine Kirche, ein Baby, ein Totenkopf, ein Engerl. Was ist das? Das ist „Faust“ in Emoji-Version. Also Gounods Oper „Faust“. Denn Mephisto-Krampus hin oder her – Goethekenner vermissen da natürlich den Pudel. Den es selbstverständlich auch als Emoji gäbe. Das ist eines jener Opern-Bilderrätsel, die die New Yorker Metropolitan Opera in unregelmäßigen Abständen über den Kurznachrichtendienst Twitter verschickt. Für Fortgeschrittene ist wiederum die oben abgebildete „Emoji-Opera“. Sie zeigt Glucks „Orfeo ed Euridice“. Zu erkennen am Affen, der sich die Augen zuhält.

Das Vokabular der kleinen Bildchen, mit denen man vorzugsweise über Smartphone seine Kommunikation effizienter gestalten kann, ist für sein kindisches Image überraschend kompatibel mit Hochkultur. Ambitionierte Minimalautoren stellen auch gerne große Literaturklassiker wie „Moby Dick“ und „Schuld und Sühne“ mit den kleinen Smileys und ihren multifunktionalen Kollegen nach. Der Penguin-Verlag hat sogar Shakespeares „Romeo & Julia“ in Bildersprache übersetzt. Als also am Dienstag ein Aufschrei durch das Bildungsbürgertum ging, weil das „Oxford Dictionary“ einen Smiley zum „Word of the Year“ gewählt hat, war das nicht nur ein bisschen streng. Sondern auch ein bisschen uninformativ.

Überall verstanden

Die Konkurrenz, die die Jury ad acta gelegt hat, bestand unter anderem aus dem Begriff „lumbersexual“ – ein Wort aus der Lifestyle-Nische (Hipstervollbart und so). Sagt außer Eingeweihten genau: niemand. Der Vorteil des so umstrittenen englischen Wort des Jahres 2015, das gar kein Wort ist, ist hingegen seine Universalität. Denn auch wenn man sich etwa auf Twitter zu entsetzten Äußerungen hinreißen hat lassen wie „Ich habe den Glauben an alles verloren!“ – das gelbe Gesicht, das vor Lachen Tränen in den Augen hat, ist rund um den Globus bekannt. Und wird auch überall verstanden.

Die Wahl der Redakteure des Oxford-Wörterbuchs kommt nicht ganz überraschend. Bereits seit einiger Zeit widmen sich Sprachwissenschaftler dem Phänomen. Vyv Evans von der walisischen Bangor Universität hat erst vor kurzem in der BBC konstatiert, dass die Kommunikation über Emojis die am schnellsten wachsende Sprache in der Geschichte überhaupt ist. Laut dem Linguisten hat diese moderne visuelle Sprache ihren ägyptischen Vorgänger, die Hieroglyphen, bei weitem überholt – die Hieroglyphen brauchten Jahrhunderte, wofür die Emoji-Sprache quasi ein paar Smartphone-Wischer benötigen.

35 Erfunden wurden die Piktogramme in den 90er Jahren vom japanischen Software-Entwickler Shigetaka Kurita für einen Pager-Service. Er schuf den ersten Satz von 176 Bildern. Die waren noch hübsch retro-pixelig, es gab aber bereits damals eine Glühbirne und eine „In your face“-Faust. Kurita ließ sich inspirieren von Mangas, chinesischen Schriftzeichen und Straßenschildern. Immer noch lassen sich die asiatischen Wurzeln der Emojis (das Wort setzt sich aus japanisch „e“ für Bild und „moji“ für Buchstabe zusammen) nicht verleugnen. Während man Sushi in allen Variationen verschicken kann, musste man auf das Erweiterungsset des Jahres 2015 warten, um sein Umfeld vom Verzehr eines Tacos oder eines Hotdogs instruieren zu können. Für Letzteren soll sich sogar der US-Präsident nachhaltig eingesetzt haben.

45 **Ausufernder Wortschatz**

Nach wie vor gibt es kein Schnitzel. Aber das ließe sich ändern. Man müsste nur ein Ansuchen an das Unicode-Konsortium schicken. Diese Institution kümmert sich um die Vereinheitlichung von digitalen Codes. „Vollmitglieder“ sind etwa die großen IT-Konzerne Apple, Facebook, Google, Microsoft und IBM, aber auch Regierungen und Privatpersonen sind beteiligt. Im Mai kommenden 50 Jahres wird über neue Emojis entschieden. Wenn das Schnitzel häufig genug nachgefragt wird, hat es Chancen. Außer es gilt als „zu spezifisch“ – das ist einer der auf der Homepage angeführten Ausschlussgründe. Auch nicht in Frage kommen Markenlogos oder historische Persönlichkeiten sowie Gottheiten. Mit Beleidigungen sieht man es hingegen offenbar nicht so eng, immerhin gibt es mittlerweile auch ein unmissverständliches Emoji mit ausgestrecktem Mittelfinger.

Die letzten großen Veränderungen im Bilder-Wortschatz gab es freilich sehr wohl aus Angst vor Beleidigungen. Wie in jeder anderen Sprache müssen auch Emojis einer gewissen politischen Korrektheit entsprechen. Deswegen gibt es nun zum Beispiel eine schier nicht endenwollende Variation an Familienkonstellationen.

60 Die immer mehr ausufernde Masse an Bildern könnte der neuen Sprache aber noch zum Verhängnis werden. Arbeitet sie doch dem grundsätzlichen Zweck der Bilderbuchstaben entgegen: der Schnelligkeit. Die Kommunikation über das Internet wird immer rasanter, da ist es nicht förderlich, wenn man länger den Emoji-Katalog durchblättern muss, als es dauert, die Nachricht konservativ zu verschriftlichen. Nicht nur deswegen entwarnte kürzlich der deutsche Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch in der „Welt“: Die Schriftsprache werden die Emojis trotz ihrer verführerischen Universalität nicht ersetzen. Zu der Erkenntnis brachte ihn auch ein Experiment, in dem er eine Woche lang mit seiner Freundin auf WhatsApp nur mit Symbolen kommunizierte. Das klappte so lange, bis es zur Einkaufsliste kam. Alltägliche wie eine Wasserflasche ist nämlich nicht zu finden. Eine Flasche gibt es nur in Champagner-Form. Aber eine Melanzani, die ist wichtig.

Missverständnisse

Und ganz ehrlich: Mit der globusumspannenden Universalsprache ist es auch nicht weit her. Gibt es doch immer noch Symbole, die der nicht-asiatische Teil der Welt total anders interpretiert, als sie eigentlich gemeint sind. Der Mann mit den Strahlen um den Kopf? Der hat eine gute Idee? Ja, vielleicht 75 auch das, aber vor allem macht er eine tiefe Verbeugung, zeigt also seinen Respekt oder entschuldigt sich. Und die gefalteten Hände? Klare Sache oder? Nein, die beten nicht, die meinen ursprünglich die japanische Geste der Danksagung oder der Entschuldigung. Und überhaupt: In Brasilien verwendet man viel lieber statt des Smileys mit den Freudentränen die, nun ja, Katze mit den Freudentränen.

80 Im Online-Magazin „Flavorwire“ gab es übrigens eine unkonventionelle Analyse der Beliebtheit des „Face with Tears of Joy“. Sie bezog sich auf den französischen Philosophen und Medienkritiker Paul Virilio. Das neue „Wort des Jahres“ entspreche dem von ihm propagierten Zustand der „Philanoia“. Das sei eine „Liebe zum Wahnsinn in einer Welt der Wissenschaft und Technik, die daran arbeitet, eine Spezies auszumerzen, die zu langsam ist“. Die manische Geschwindigkeit der technologischen Neuerungen macht demnach Eierspeise aus unserem Gehirn und hinterlässt uns in einem Status der „ekstatischen Unbekümmertheit“. Und dann sehe man nun einmal so aus: lachend und weinend gleichzeitig.

Textanalyse zum Zeitungsartikel „Emoji: Smileys mit Galgenhumor“

„Emoji: Smileys mit Galgenhumor“, der Zeitungsartikel von Christina Böck, welcher am 18.11.2015 in der „Wiener Zeitung“ erschienen ist, thematisiert die Beliebtheit der Bildersprache.

Bereits in den ersten Zeilen ihres Artikels stellt die Autorin ein Beispiel voran, nämlich „Orfeus und Eurydike“, für die Behauptung der Vereinbarkeit von Emojis mit hochkarätigen Kunstwerken, um diese auch gleich mit den minimalistisch aufbereiteten Klassikern wie „Moby Dick“ und „Romeo und Julia“ in Bildchen zu begründen. Daran schließt die Autorin die wertende These, nicht nur ein wenig gnadenlos zu sein, sondern gar unwissend, wenn sich einige darüber empört hätten, dass die Jury des „Oxford Dictionary“ ein Smiley als Wort des Jahres 2015 ausgerufen hat. Sie argumentiert damit, dass das Tränen lachende Gesichtchen weltweit bekannt sei. Auch die Entscheidung der Jury wird mit dem Interesse vieler Sprachwissenschaftler an den visuell-kommunikativen Zeichen unterstützt und mit einem Autoritätsbeleg gefestigt. Denn der Sprachforscher Vyv Evans meint, dass der Austausch über Emojis als die am rasantesten wachsende Sprache der Geschichte gilt.

Außerdem spürt die Verfasserin des Artikels der Entwicklungsgeschichte der Bildersprache nach. So verdeutlicht sie mit Daten, dass die asiatischen Wurzeln der Emojis nicht zu übersehen seien. Erfunden hat die Smileys nämlich der Software-Experte Shigetaka Kurita und Anregungen dafür stammen nicht nur von Mangas und chinesischen Schrift-, sondern auch von Verkehrszeichen. Mit der Begriffsanalyse liefert Christina Böck auch den Beleg, denn das „e“ steht für Japanisch Bild und „moji“ für Buchstabe. Weiters seien verschiedene Sushi-Variationen schon seit Beginn der Emojis da gewesen, andere Speisen wie Tacos oder Hotdogs jedoch erst 2015 hinzugekommen. Demnach habe, so erläutert die Autorin, im Vergleich zu den vorher genannten Lebensmitteln, auch das Schnitzel eine berechnete Chance, abgebildet zu werden.

Da auch political correctness in der Illustration eine Rolle spiele, denkt Frau Böck, gebe es überdies unzählige alternative Familienzusammenstellungen. In der großen Palette der Emojis sieht sie aber auch einen Nachteil: Die Qual der Wahl verlangsamt die Kommunikation und widerspricht dem Zweck der Bildersprache, sich schnell mitzuteilen, komplett. Auch ein weiterer Experte, der deutsche Sprachforscher Anatol Stefanowitsch, wird als Fachmann zu Rate gezogen, denn laut seiner experimentellen Untersuchungen können die Bildzeichen die Schriftsprache nicht ersetzen. In diesem Fahrwasser erklärt die Autorin, dass die globale Eindeutigkeit der Emojis auch Grenzen widerfährt. Ein Strahlenkranz, so ein Beispiel, könne auch mit einer guten Idee assoziiert werden. Abschließend berichtet Christina Böck von der Entsprechung des Tränen lachenden Smileys mit dem vom Medienkritiker Paul Virilio verbreiteten Wortes „Philanoia“. Denn die Affinität des Menschen für die wahnsinnige Geschwindigkeit von Erneuerungen, laut Begründung der Autorin, führe zu einem Zustand, dem das gekürzte Bild gleichkommt: lachen und weinen.

Zum Schmunzeln bringt die Verfasserin auch die Leser/innenschaft, wenn sie diese direkt anspricht und nach der Deutung einer Emoji-Anordnung fragt: „Ein Krampus, ein Mann, eine blonde Frau, eine Kirche, ein Baby, ein Totenkopf, ein Engerl. Was ist das?“. (Z. 4, 5) Vorweg zeigt sie jedoch auch ein konkretes Bilderätsel, um die Lesenden zunächst raten zu lassen. Auch ein Redemittel des offenen Gesprächs mit Fragen stimmt vergnüglich: „Und ganz ehrlich: [...] Und die gefalteten Hände? Klare Sache oder?“ (Z. 73, 76). Weiters verleihen die von der Autorin verwendeten Füllwörter, wie „natürlich“ (Z. 6), „offenbar“ (Z. 53), „immerhin“ (Z. 53), „freilich“ (Z. 56), „übrigens“ (Z. 80) „und überhaupt“ (Z. 77) dem Text eine stark meinungsbildende Note. Auch die hin und wieder eingebauten Konjunktivwendungen verschaffen durch ihre Skepsis im Ausdruck Einblick in die Schreibhaltung der Verfasserin: „Nach wie vor gibt es kein Schnitzel. Aber das ließe sich ändern. Man müsste nur ein Ansuchen an das Unicode-Konsortium schicken.“ (Z. 46, 47) Dieses Instrument der Distanz erfährt Verstärkung durch Ironie: „Alltägliches wie eine Wasserflasche ist nämlich nicht zu finden. Eine Flasche gibt es nur in Champagner-Form. Aber eine Melanzani, die ist wichtig.“ (Z. 69, 70)

Spätestens wenn die Autorin – zur Veranschaulichung der Relevanz zum Jahreswort – auf den Wissenschafts- und Technikirrsinn zu sprechen kommt, und zum bildhaften Sprachgebrauch greift, „Eierspeise aus unserem Gehirn“ (Z. 85), dann wird verständlich, welchen Eindruck sie auch erzielen möchte. Bereits der Titel deutet daraufhin, dass bei all der Freude über die schnellen Zeichen ein widriger Umstand mitspielt. Denn trotz aller Beliebtheit über und dem Hype um die neue Sprache mischt sich ein salziger Beigeschmack in das kreisrund lachende Gesicht.

Wörter: 694

Textanalyse zur Rhetorik

Thema: Rhetorik

Situation: Sie beschäftigen sich im Unterricht mit dem Thema *Rhetorik* und widmen sich im Rahmen eines Arbeitsschwerpunktes der Analyse und Wirkung von Reden in Theorie und Praxis. Lesen Sie den Text *Ratschläge für einen schlechten Redner* von Kurt Tucholsky, verfassen Sie die Textanalyse und bearbeiten Sie folgende Arbeitsaufträge:

- **Fassen Sie zusammen**, welche Merkmale laut Kurt Tucholsky eine misslungene Rede aufweist; unterscheiden Sie dabei zwischen Redemerkmale und Verhalten des Redners.
- **Analysieren** Sie den Text hinsichtlich der verwendeten stilistisch-rhetorischen Mittel.
- **Beurteilen** Sie auf Grundlage Ihrer sprachlichen Analyse und inhaltlichen Ergebnisse die Tauglichkeit von Tucholskys Text als Anleitung für eine gelungene Rede. Schreiben Sie zwischen **405 und 495 Wörter**. Markieren Sie alle **Absätze mittels Leerzeilen**.

Textvorlage: „Ratschläge für einen schlechten Redner“ von Kurt Tucholsky

- Fang nie mit dem Anfang an, sondern immer drei Meilen vor dem Anfang! Etwa so: „Meine Damen und meine Herren! Bevor ich zum Thema des heutigen Abends komme, lassen Sie mich Ihnen kurz ...“ Hier hast du schon so ziemlich alles, was einen schönen Anfang ausmacht: eine steife Anrede; der Anfang vor dem Anfang; die Ankündigung, dass und was du zu sprechen beabsichtigst, und das Wörtchen kurz. So gewinnst du im Nu die Herzen und die Ohren der Zuhörer.
- Denn das hat der Zuhörer gern: dass er deine Rede wie ein schweres Schulpensum aufbekommt; dass du mit dem drohst, was du sagen wirst, sagst und schon gesagt hast. Immer schön umständlich.
- Sprich nicht frei – das macht einen so unruhigen Eindruck. Am besten ist es: du liest deine Rede ab. Das ist sicher, zuverlässig, auch freut es jedermann, wenn der lesende Redner nach jedem viertel Satz misstrauisch hochblickt, ob auch noch alle da sind. Wenn du gar nicht hören kannst, was man dir so freundlich rät, und du willst durchaus und durchum frei sprechen ... du Laie!
- Du lächerlicher Cicero! Nimm dir doch ein Beispiel an unsern professionellen Rednern, an den Reichstagsabgeordneten – hast du die schon mal frei sprechen hören? Die schreiben sich sicherlich zu Hause auf, wann sie „Hört! hört!“ rufen ... ja, also wenn du denn frei sprechen musst: Sprich, wie du schreibst. Und ich weiß, wie du schreibst. Sprich mit langen, langen Sätzen – solchen, bei denen du, der du dich zu Hause, wo du ja die Ruhe, deren du so sehr benötigst, deiner Kinder ungeachtet, hast, vorbereitet, genau weißt, wie das Ende ist, die Nebensätze schön ineinandergeschachtelt, so dass der Hörer, ungeduldig auf seinem Sitz hin und her träumend, sich in einem Kolleg wägend, in dem er früher so gern geschlummert hat, auf das Ende solcher Periode wartet ... nun, ich habe dir eben ein Beispiel gegeben. So musst du sprechen.
- Fang immer bei den alten Römern an und gib stets, wovon du auch sprichst, die geschichtlichen Hintergründe der Sache. Das ist nicht nur deutsch – das tun alle Brillenmenschen. Ich habe einmal in der Sorbonne einen chinesischen Studenten sprechen hören, der sprach glatt und gut französisch, aber er begann zu allgemeiner Freude so: „Lassen Sie mich Ihnen in aller Kürze die Entwicklungsgeschichte meiner chinesischen Heimat seit dem Jahre 2000 vor Christi Geburt ...“ Er blickte ganz erstaunt auf, weil die Leute so lachten. So musst du das auch machen. Du hast ganz recht: Man versteht es ja sonst nicht, wer kann denn das alles verstehen, ohne die geschichtlichen Hintergründe ... sehr richtig! Die Leute sind doch nicht in deinen Vortrag gekommen, um lebendiges Leben zu hören, sondern das, was sie auch in den Büchern nachschlagen können ... sehr richtig! Immer gib ihm Historie, immer gib ihm.
- Kümmere dich nicht darum, ob die Wellen, die von dir ins Publikum laufen, auch zurückkommen – das sind Kinkerlitzchen. Sprich unbekümmert um die Wirkung, um die Leute, um die Luft im Saale; immer sprich, mein Guter. Gott wird es dir lohnen. Du musst alles in die Nebensätze legen. Sag nie: „Die Steuern sind zu hoch.“ Das ist zu einfach. Sag: „Ich möchte zu dem, was ich soeben gesagt habe, noch kurz bemerken, dass mir die Steuern bei weitem ...“ So heißt das.
- Trink den Leuten ab und zu ein Glas Wasser vor – man sieht das gern. Wenn du einen Witz machst, lach vorher, damit man weiß, wo die Pointe ist.
- Eine Rede ist, wie könnte es anders sein, ein Monolog. Weil doch nur einer spricht. Du brauchst auch nach vierzehn Jahren öffentlicher Rednerei noch nicht zu wissen, dass eine Rede nicht nur ein Dialog, sondern ein Orchesterstück ist: Eine stumme Masse spricht nämlich ununterbrochen mit. Und das musst du hören. Nein, das brauchst du nicht zu hören. Sprich nur, lies nur, donnere nur, geschichtele nur.
- Zu dem, was ich soeben über die Technik der Rede gesagt habe, möchte ich noch kurz bemerken, dass viel Statistik eine Rede immer sehr hebt. Das beruhigt ungemein, und da jeder imstande ist, zehn verschiedene Zahlen mühelos zu behalten, so macht das viel Spaß.
- Kündige den Schluss deiner Rede lange vorher an, damit die Hörer vor Freude nicht einen Schlaganfall bekommen. (Paul Lindau hat einmal einen dieser gefürchteten Hochzeitstoaste so angefangen: „Ich komme zum Schluss.“) Kündige den Schluss an, und dann beginne deine Rede von vorn und rede noch eine halbe Stunde. Dies kann man mehrere Male wiederholen. Du musst dir nicht nur eine Disposition machen, du musst sie den Leuten auch vortragen – das würzt die Rede. Sprich nie unter anderthalb Stunden, sonst lohnt es gar nicht erst anzufangen. Wenn einer spricht, müssen die andern zuhören – das ist deine Gelegenheit! Missbrauche sie.

Quelle: Gerold-Tucholsky, M. & Raddatz, F. J. (Hrsg.) (1975). Kurt Tucholsky. *Gesammelte Werke. Band 8. 1930. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. S. 290–292.*

Textanalyse zu „Ratschläge für einen schlechten Redner“ von Kurt Tucholsky

(geschrieben von Lukas Tunkel, zum Teil verändert von Sabine Mair)

In seinem Text „Ratschläge für einen schlechten Redner“, erstmals erschienen 1930 und dann in den „Gesammelten Werken“, Band 8, im Jahr 1975, gibt Kurt Tucholsky seine Anregungen für eine vermeintlich gute Rede wieder.

In dem Schriftstück stellt der Autor mit viel Ironie verdrehte Ratschläge für etwaige Verbesserungen vor, mit der Intention, die Lesenden auf tatsächlich negative Aspekte einer Rede aufmerksam zu machen. So beschreibt Kurt Tucholsky einen direkten, keine Ausschweifungen enthaltenen Einstieg als eindeutig schlechtes Redemerkmal, wie auch kurz und prägnant formulierte Passagen, die keine ineinander verschachtelten Nebensätze enthalten.

Ein weiteres Manko ist, dem Ratgeber zufolge, das Auslassen von – auf etliches Zahlenmaterial gestützte – Statistiken, die in einer guten Rede laut Tucholsky natürlich nicht fehlen dürfen. Als Beispiel für schlechtes Verhalten des Redners wird ein Dirigat des Publikums genannt, das einen ebenso großen Fehler darstellt wie das freie Sprechen im Zuge des Vortrags. Ein zusätzlich negativer Aspekt stellt das Erzählen einer Pointe ohne vorangegangenen Selbst-Amüsement dar. Auch das Auslassen regelmäßiger Trinkpausen zeugt von schlechtem Verhalten.

Die ironische Grundhaltung des Textes spiegelt sich nicht nur in den Beschreibungen für schlechte Reden wieder, sondern auch in den eingesetzten rhetorischen Figuren. So findet sich gleich im ersten Satz die Metapher („drei Meilen vor dem Anfang“, Z. 1), welche das Ausschweifen zu Beginn der Rede verdeutlichen soll.

Mit „Du lächerlicher Cicero!“ (Z. 15) wird die Leser/innenschaft direkt angesprochen und der Wert der Ratschläge in Form eines Oxymorons in Bezug auf den bedeutendsten Redner der Römischen Antike verdeutlicht. Die wiederholte Verwendung des Imperativs, wie in den Beispielen „Fang an“ (Z.1), „Sprich nicht frei“ (Z. 10) heben die Hinwendung zur Leserin / dem Leser im Verlauf des Textes noch hervor. Der Eindruck einer direkten Ansprache an die Rezipient/inn/en verstärkt Tucholsky auch durch den Einsatz von Ellipsen („Immer schön umständlich“, Z. 7).

Unter Zuhilfenahme rhetorischer Fragen versucht der Autor zudem, den Leser/innen aufzuzeigen, welche Vergleichswerte es gibt („Nimm dir ein Beispiel an unsern professionellen Rednern, an den Reichtstags-abgeordneten – hast du die schon einmal frei sprechen hören?“, Z. 16). Der Gebrauch rhetorischer Figuren gipfelt schließlich im Einsatz einer Hyperbel („einen Schlaganfall bekommen“, Z. 56, 57), um die Gefahr der Nicht-Einhaltung der Ratschläge zu verdeutlichen.

Die ironische Gestaltung des Textes wirkt anfangs oberflächlich unterhaltsam, doch mit jedem weiteren Hinweis kann die / der Leser/in Parallelen zu seinen / ihren Reden und eventuell tatsächlich auftretenden Fehlern in diesen herstellen. Tucholskys Ratgeber lässt Vorträge noch einmal kritisch hinterfragen und dient somit trotz der enthaltenen Ironie als ernsthafte Hilfestellung zur Verbesserung zukünftiger Reden.

Wortanzahl: 411